Der einsame Flamingo.

Modernes Thiermärchen von
Egor Schügay.

Die Bewohner des großen Teiches in der Mitte des Zoologischen Gartens befanden sich im vollem Aufruhr. Die langbeinigen oder dickleibigen Wasservögel schnatterten und krächzten in wildem durcheinander. In breitem Halbkreise saßen, standen und hockten die Störche, Gänse, Enten und Kraniche auf dem sandigen Ufer der kleinen dichtbelaubten Insel inmitten des Teiches und bildeten eine Art Volksversammlung, auf der es nicht stiller herging, als in den politischen Sitzungen, des menschlichen Geschlechts—und auch nicht viel freundlicher, denn die hochangesehene Geflügelgesellschaft stand eben im Begriff, den Stab der öffentlichen Vogelmeinung über einen stolzen gefiederten Genossen zu brechen und einen starren, trotzigen Wasservogelgesellen mit dem Bann zu belegen. — —

„Es ist ein unerhört anmaßender Kerl, dieser Herr Flamingo," kreischte entrüstet ein schönbeschwänzter, stahlgrauer Kranich, den spitzen schwarzen Schnabel bis an die Ohrfederbüsel aufreißend, „er verachtet unsere edle Gemeinde und dünkt sich viel zu erhaben, um Einen von und nur eines freundlichen Quak-quaks zu würdigen!"

„Ach, Sie haben ja so recht, verehrter Herr vom Sumpfe," flötete eine alte chinesische Gans mit hoher Gurgelstimme; „dieser Ausländer ist ganz einfach ein unhöflicher, ungebildeter Vogel. Gestern erst hat er es für nöthig gefunden, mir bei der Mittagsfroschjagd Platz zu machen, obwohl ich in Begleitung meiner jüngsten Tochter war, welche, wie allgemein bekannt sein dürfte nicht nur die reizendste, sondern auch die klügste Gänsejungfrau ist, welche jemals mit weißen Daunen und einem gelben Schnabel geschmückt wurde! — Und trotzdem wagte dieser rohe Patron, uns ganz frech anzublicken und mit seinem abscheulichen krummen Schnabel vor unseren Augen die prächtigste Eidechse ruhig zu verspeisen, ohne uns nur an das Ende deren Schwanzes anzubieten.—Was sagen Sie zu einer solchen Gemüthsrohheit, meine Herren Störche?"

„Empörend!" quakte betrübt ein fetter schwarzer Enterich mit grün schillerndem Kopfe und gutmüthig albernen gelben Augen. „In der That empörend! Dieser junge Flamingo ist ein trauriges Beispiel der bedauernswerthen Verrohung moderner Vogelsitten. Die jetzige Federjugend wird täglich anmaßender und eitler, und was diesen Herrn Flamingo betrifft, so ist er geradezu größenwahnsinnig. Selbst die Wärter würdigt er keiner zuvorkommenden Flügelbewegung und verschmäht es sogar—wer sollte es für möglich halten—verschmäht es, zur Fütterungsstunde mit uns Allen an das Ufer zu kommen, sondern bleibt in seinem Schilfversteck hocken, bis sich unsere Gesellschaft zur Ruhe begibt.— Kein gutes Zeichen, diese affektirte Vorliebe für Einsamkeit. Solch' unhöfliches griesgrämiges Vogelexemplar, welches zu jeder Zeit und Jeden anrempeln möchte, ist ein betrübendes Produkt der modernen Bildung. In den Tagen meiner Jugend, da war es anders, ganz anders."

Der fette Enterich hob salbungsvoll den Blick gen Himmel, was ihn aber nicht hinderte, mit dem breiten rothen Schnabel eine auf der Erde kriechende Schnecke zu erschnappen und mit sichtbarem Behagen in seinen breiten Magen zu befördern.

Der Held all' dieser Quatsch- und Quitschereien kümmerte sich nicht im Geringsten um das Urtheil seiner mißgünstigen Teichgenossen. Was konnte ihm, dem schönen, stolzen Flamingo an der Meinung des gefräßigen, faulen und feigen Vogelpacks liegen, das für ein Stück Zucker oder Brod stets bereit war, zu hüpfen und zu kriechen, und jeden schmierigen Gassenjungen mit ihren gierig offenen Schnäbeln schmeichelnd zu umschnattern. Der schimmernd weiße fremdländische Vogel verachtete diese niedrige Brut, wie er den seichten Teich, ja, den ganzen zoologischen Garten verachtete. Das unsaubere spärliche Wasser, die halb verfaulten, halb versengten Schilfstengel an den Ufern, die von allen Seiten entgegenstarrenden Eisengitter, das Alles war ihm in der Seele zuwider. Das Gegacker der albernen Gänse konnte ihn auf lange Stunden verstimmen, das Quaken der watscheligen dicken Enten verdarb ihm den Geschmack an dem fettesten Frosch oder einer Eidechsenkeule, und das geckenhafte Herumtänzeln der eitlen Störche und Kraniche machte ihn förmlich nervenkrank. Wie kam er nur in eine solche Gesellschaft? Er gehörte doch wahrlich nicht hierher! — Mit stolzer Verachtung breitete der Flamingo seine großen Flügel aus, deren korallenfarbene Federn an der Spitze mit einem sammetweichen schwarzen Streifen geschmückt waren und rief laute melodische Töne, denen die entzückten Besucher des zoologischen Gartens athemlos lauschen mußten.

„Seht doch den schönen weißen Vogel! Welch' prachtvolle rothe Flügel! Und welch' wundervolle Stimme! Seht nur, wie majestätisch er umhergeht, wie klug seine Augen glänzen! Dieser Flamingo ist doch entschieden der schönste Vogel im ganzen Garten.

So und ähnlich sprachen die enthusiastischen Zuschauer zum größten Verdruß der zuhörenden Gänse und Enten, Kraniche und Störche, welche sammt und sonders vor lauter Neid grün und gelb wurden und den vielbewunderten schönen Vogelkollegen so lange mit giftigem Quietschen und boshaft schielenden Blicken verfolgten, bis der stolze Flamingo sich wieder verdrießlich in seiner geliebten Einsamkeit verborgen hatte.

Der arme indische Vogel vermochte es nun einmal nicht, im zoologischen Garten glücklich zu sein und mit seiner gemeinen Umgebung Freundschaft zu schließen. Und doch war er noch im Ei über das weite Meer gebracht und hier an diesen Ufern von einer ganz gewöhnlichen grauen Gänsemutter ausgebrütet und auferzogen worden. Nie hatte er etwas Anderes gesehen, als diesen Teich und dessen stumpfsinnige, gefräßig Bewohner. Warum verzehrte sich denn seine schmerzende Vogelbrust nach etwas Anderem, Unbekanntem, nach Freiheit und nach einer würdigeren Gesellschaft! — Der arme einsame Flamingo hätte selbst nicht recht sagen können, wonach eigentlich seine Seele verlangte; doch litt er schwer unter dieser unbegreiflichen Sehnsucht und wurde täglich melancholischer und einsamer. Verächtlich ging er den Wärtern wie den anderen Vögeln aus dem Wege, und kein Zuckerwerk konnte ihn jemals bewegen, eine rohe, unsaubere Menschenhand mit seinem zarten goldigen Schnabel zu berühren.

Eines schönen Tages — die Blätter fingen bereits an, sich herbstlich roth zu färben — fiel plötzlich eine schwer verwundete Schwalbe mitten unter die Bewohner des großen Teiches. Das hübsche schwarzblaue Geschöpfchen hatte sich in die Telephondrähte verstrickt und dabei eines seiner zarten spitzen Flügelchen so arg beschädigt, daß es nun unmöglich seinen nach dem Süden entfliegenden Schwestern folgen konnte. Traurig lag es auf dem gelben Sand der kleinen Insel und zirpte leise jämmerliche Laute, das feine, glänzend schwarze Köpfchen schmerzlich zur Seite neigend.

Neugierig versammelten sich die verschiedenen Wasservögel um das winzige, vom Himmel heruntergeschneite Ding und musterten es mit wenig wohlwollenden Blicken. Ja ein besonders boshafter oder besonders gefräßiger Storch öffnete bereits seinen langen rothen Schnabel, um das arme Vögelchen zu verschlingen, als der einsame Flamingo das jammervolle Zirpen der Verwundeten hörte und hinzuhüpfte, um zu erfahren, um was es sich handelte. Die hübsche todesmatte Schwalbe gefiel dem stolzen Vogel. Sie erregte sein Mitgefühl so heftig, daß er entschlossen die korallenfarbigen Flügel über der Hülflosen ausbreitete und mit lauter Entrüstung erklärte: daß der Erste, der der kleinen Kranken nur ein Federchen zu krümmen wagte, es mit ihm zu thun bekäme! — Das genügte, um die elende feige Bande schleunigst in die Flucht zu jagen, denn es war unter dem Wassergeflügel allgemein bekannt, daß der krumme Schnabel und die scharfen Krallen des Einsamen die tiefsten Wunden beizubringen im Stande waren, und daß es nicht gut sei, mit ihm Händel zu suchen. Im Nu war die ganze gefiederte Gesellschaft zerstoben, und der tapfere Beschützer konnte seinen kleinen kranken Schützling behutsam in das warme Haus tragen, welches ihm als Winterquartier diente.

Die Güte des schönen Flamingo blieb nicht vergeblich und auch nicht unbelohnt. Die verwundete Schwalbe genas necht bald unter seiner sorgsamen Pflege und wurde ihm nicht nur zur ergebensten und treuesten, sondern auch zur unterhaltendsten Freundin. Von nun an wußte er nicht mehr von Einsamkeit und Langeweile. In zitternder Aufregung, in athemloser Aufmerksamkeit lauschte er den spannenden Erzählungen seiner kleinen Nestgenossin und konnte sich nicht satt hören an ihren Beschreibungen der fernen Gegenden dort im Süden, an den Ufern des Ganges, wo sie gleich anderen Wandervögeln die Winter zu verbringen pflegte.

„Da müßtest Du hin, mein schöner, edler Vogel," zwitscherte die kleine Schwalbe begeistert, „da ist es warm und prächtig wie nirgends in der Welt. Reiner und heller wölbt sich der blaue Himmel über der mit köstlicherem Grün bedeckten Erde! Goldiger und heißer glänzt die allbelebende Sonne über smaragdenen Wäldern und Wiesen! Märchenhafte bunte Blumen erfüllen die ewig milde Luft mit den köstlichsten Wohlgerüchen, und schöne, edle, freie Geschöpfe fliegen, hüpfen und schwimmen im Wald, Feld und Wasser umher! Da gehörst Du hin, mein sammetweicher, flaumiger Freund! Da habe ich Deinesgleichen gesehen. Prachtvolle, schneeweiße Vögel mit glänzenden, korallenrothen Brustfedern, welche Dich mit brüderlichem Flügelschag empfangen werden. O glaube mir, mein schöner, stolzer, geliebter Flamingo, — bleibe nicht länger in diesem sumpfigen Gefängniß, zwischen dem neidisch-dummen eitlen Geflügel, das Dich haßt, weil es Dich beneiden muß. Hier mußt Du vor Ekel und Sehnsucht vergehen, dort an den Ufern des heiligen Inderflusses wartet Deiner das neue, niegekannte Glück: die süße, goldene Freiheit!"

Verzweifelt lauschte der arme Gefangene diesen feurigen Worten. „Schweig, martere mich nicht länger!" rief er plötzlich, den langen, schlanken Hals hülflos zur Erde neigend. „Warum lockst Du mich mit unmöglichen Versprechungen! Warum machst Du mir die Sklaverei noch schwerer, als sie ohnehin ist! Glaubst Du, ich wüßte selbst nicht längst Alles, was Du mir da so begeistert vorzwitscherst? — Gott weiß, wie das Verlangen nach dem unbekannten Land meiner Träume mir längst jene Lust am Leben geraubt hat. Aber was nützen Träume, was nützt die heißeste Sehnsucht gegen die rohe Wirklichkeit! Wie kann ich hülfloser, elender Knecht nach Freiheit trachten! Die klugen Wärter haben dafür gesorgt, daß ich derlei aufrührerisches Beginnen hübsch sein lassen muß! Mit meinen armen gestutzten Flügeln könnte ich nicht einmal über das hohe Gitter hinüber, geschweige denn über das ferne, endlose Meer. — Mein Schicksal ist nicht mehr zu ändern! Hier bin ich zur Welt gekommen, hier muß ich wohl das Ende geduldig erwarzen! Wozu mich also mit unmöglichen Wünschen quälen! Wenn Du mich lieb hast, gute, kleine Schwalbe, so zwitschere mir nicht mehr von Fortfliegen und Freiheit, sondern bleibe hübsch ruhig bei mir und hilf mir, die unvermeidliche Last der Sklaverei weiter tragen!"

Doch die kleine Schwalbe war eigensinnig wie alle Weibchen und wollte sich nicht für besiegt erklären. Mit unendlicher Geduld tröstete sie Tag für Tag den armen, melancholischen Flamingo und goß immer neue Hoffnung, immer stärkeren Muth in sein wundes Vogelherz.

„Dein gestutzter Flügel wird wieder wachsen, wie der meine wieder geheilt worden ist, süßer Freund," rief sie frohen Muthes, nur noch ein paar Monate, ein paar Wochen Geduld! — Nur ein wenig Vorsicht und Verstellung. Laß die Wärter ja nicht merken, daß Deine schönen rothen Federn täglich länger und stärker werden! Bald, bald werden sie Dich über diese elende Gitter hinwegtragen können. Ich will Dir schon den Weg nach dem Süden weisen und Dir die stillsten und sichersten Ruheplätzchen zeigen. Glaube mir, mein edler Flamingo, noch ehe hier der erste Schnee vom Himmel herunterfällt, sind wir schon in dem schönen sonnigen Lande Deiner Träume unter Deinesgleichen! Dann, geliebter Freund, vergiß nur mich nicht, mich, Deine unscheinbare, treue Gefährtin aus der schlimmen Zeit der Sklaverei!"

Und der Tag kam wirklich, wo die kleine Schwalbe Recht behielt, und der stolze einsame Flamingo mit einem jubelnden Siegesruf sich in die Lüfte schwang! Mit erstaunten, ja entsetzten Gesichtern und weit aufgerissenen Schnäbeln sahen die dicken Enteriche und die watschelnde Gänse, wie ihr einstmaliger Genosse immer höher und höher über ihren Köpfen schwebte.

„Seht, seht den Frechen! den Uebermüthigen! den Undankbaren!" So rief und quackte und schnatterte und gluckste das ganze empörte Geflügel immer lauter und lauter, bis endlich die beiden Wärter des Teiches durch den Lärn. aufmerksam wurden und herbeiliefen, um die Ursache des fürchterlichen Geschreis zu erfahren.

„Herr Gott! da ist ja unser schöner Flamingo fortgeflogen," rief wüthend der Oberaufseher seinem Gehilfen zu, „daran bist Du Schuld, Du dummer Junge. Du hast ihm dies Jahr die Flügel nicht gestutzt, und nun haben wir die Früchte Deiner Unachtsamkeit! Das wird ein schöner Tanz bei der Revision werden!

„Wer hätt's dem tückischen Vogel zugetraut!" stotterte der junge Gehilfe halb ärgerlich, halb verlegen. „Man hat ihn ja gar nicht zu sehen gekriegt, und nun — 's ist zu ärgerlich! Wissen Sie was, Herr Schulze? — Ich jage ihm eine Kugel in den Leib. So können wir sagen, er sei eines natürlichen Todes gestorben. Besser todt, als davon geflogen! — Ich will man rasch die Flinte holen!"

„Nein, nein!" rief der alte Wärter feierlich. „Laß ihn ruhig fliegen, Junge! Sieh nur, wie stolz er in der blauen Luft herumschwimmt, wie prächtig seine rothen Flügel glänzen! So ein schöner, stolzer Flamingo gehört nun einmal nicht in dies feuchte Loch unter das alberne Gänsevolk. Mag er nur fliegen, wohin ihn sein Herz zieht — zur Freiheit, zur Sonne! Das ist sein gutes Recht! Er hat's von Gott erhalten, und wir Menschen dürfen es ihm nicht verkümmern.

Feuer.

Nach sechs Jahren eines wolkenlosen Ehehimmels gestaltete sich plötzlich das Leben der reizenden Madame des Ormoises weniger heiter. Ihr Gatte änderte mit einemmale seine Gewohnheiten, widmete ihr nicht mehr seine Abende und kam täglich spät nach Hause. Verdiente Henriette — so hieß die reizende Madame des Ormoises — eine solche Vernachlässigung? In wehmüthiger Stimmung blieb sie lange in Betrachtung versunken vor ihrem großen Toilettespiegel stehen und suchte nach einer Falte auf ihrer Stirne, nach einem Silberfaden in ihrem dichten Lockenhaar. Doch ihre Stirne war glatt wie das Blatt einer Blume, und ihr Haar war noch immer wie helles, fleckenloses Gold. Von dem Willen beseelt, gegen Jedermann gerecht zu sein, selbst gegen die eigene Person, gelangte Henriette trotz ihrer angeborenen Bescheidenheit zu dem Schluß, daß sie sich seit sechs Jahren womöglich noch zu ihrem Vortheile verändert hatte. Das Oval ihres Gesichts hatte sich ein wenig gerundet und damit eher an Liebreiz gewonnen. Eine versengende Glut lag jetzt oft in ihren klaren, großen Augen, und ihr kleiner Mund glich einer purpurrothen Rose. Die reinen Linien ihrer Schultern bekamen eine sanfte Rundung, und die zarte Haut zeigte das eigenthümliche Schillern einer Schlange.

Nachdem sie sich eine Zeit lang aufmerksam von allen Seiten betrachtet, sagte sie sich, daß Herr des Ormoises blind sein müsse. Oder er hatte, wenn nicht die Augen, so doch den Kopf und den Geschmack verloren.

Wo konnte er sich denn wohler fühlen, als in dem hübschen, kleinen, so unsagbar behaglichen Hause des Boulevard des Courcelles, das sie ganz allein bewohnten und das mit seinen Rosensträuchern im Vorgarten einen so freundlichen Eindruck machte.

Wieso und seit wann war es denn gekommen, daß er so spät des Nachts heimkehrte? Sie hatte nie die Wahrnehmung gemacht, daß er einer der jungen Damen, mit denen sie gesellschaftlich verkehrten, auffallend den Hof machte. War es vielleicht gar eine Dame aus der Demimonde? In diesem Falle mußte sich Herr des Ormoises sehr verändert haben, denn vor seiner Verheirathung begnügte er sich mit einigen ehrbaren Abenteuern in der vornehmen Gesellschaft, in der er verkehrte.

Und in ihrer völligen Unkenntniß der allgemeinen Korruption, konnte Henriette keinen Augenblick daran glauben, daß ein Mann von Geschmack und feinen Manieren eine solche wenn auch noch so recherchirte Schönheit ihr vorziehen werde.

Wer also denn? Zu stolz, um zu spionieren, beobachtete sie nur ihre Umgebung mit Angst und Zagen. Doch sie entdeckte nichts und kam auch nicht auf den Gedanken, ganz einfach ihren Gatten um Aufklärung zu bitten. Sollte sie ihn durch bittere Vorwürfe zu einer Zärtlichkeit zwingen, auf die sie ein Recht hatte? Ihre angeborene Feinfühligkeit schreckte davor zurück. Auch zog sie es vor, mit einem erheuchelten Lächeln auf den Lippen, das wohl den salzigen Beigeschmack einer Thräne haben mochte, stumm zu leiden.

Doch von welch dunklem unbemerkt an ihr vorübergegangenen Momente an, bei welch geheimnißvoller Gelegenheit begann er sie zu vernächlässigen?

Plötzlich fiel ihr ein, daß dies ungefähr mit jener Zeit zusammenfiel, um welche Louise als Kammermädchen in ihre Dienste trat.

II.

Louise ist ebenfalls eine schöne Erscheinung — es gibt mitunter auch reizende Frauengestalten im Volke. Ja, wahrhaftig, sie war schön, wenn auch ein lebender Gegensatz zu ihrer Herrin.

Ein dunkel gebräuntes Gesicht, das an eine Kreolin erinnerte. Schwarze, leicht gewellte Haare umrahmten in fast bläulichen Löckchen das runde Gesicht, das von einem diabolischen Augenpaar mit seltsam langen Wimpern und einem die blitzenden Zähne zeigenden Lächeln erhellt war. Ihre Bewegungen hatten zwar nichts Aristokratisches, jedoch eine gewisse Geschmeidigkeit und Anmuth. Füße und Hände waren klein und gepflegt. Jedenfalls ein Mädchen, das in's Auge stechen mußte und dabei sogar ein wenig kokett, aber arbeitsam und willig, versah sie ihren Dienst auf's beste.

Ohne gerade familiär zu sein, sprach Herr des Ormoises dennoch freundlicher mit ihr, als mit den andern Dienstboten. Sie erwartete ihn allabendlich, bis er nach Hause kam, nahm ihm Hut und Ueberrock ab und ging erst zur Ruhe, bis er sich in sein Zimmer begab. — „Weshalb nicht Jean?" — fragte Henriette schüchtern. — „Jean schläft zu fest," wurde ihr erwidert — „er hört nicht, wenn geklopft wird." Eines Tages zerbrach Louise einen Luster aus venetianischem Glase, auf den Herr des Ormoises große Stücke hielt. Henriette bemerkte, daß sie kaum gescholten wurde. Wenn sie zufällig um einen Ausgang bat, schien ihr Gebieter übler Laune. Eine wühlende, anfangs mühsam niedergekämpfte Eifersucht erfaßte Henriette. Sie berechnete, da sie sich eigens deshalb wach hielt, die Zeit, die zwischen der Heimkunft ihres Gatten und dem Moment, in welchem er in sein Zimmer trat, verfloß. Ihr schien, als ob es länger währte, als nothwendig war, um die Treppe hinaufzusteigen.

Eine kaum zu überwältigende Sehnsucht nach Rache ergriff sie; die Schmach, daß ein Dienstmädchen ihre Rivalin war, gewann von Tag zu Tag mehr Gewißheit in ihren Augen. Sie bemerkte jedoch keinerlei Einverständniß zwischen ihnen, keinen Austausch von Blicken. Er war eben ein Mann von guter Erziehung und sie viel zu schlau, um sich je zu verraten. Die Beiden spielten offenbar Komödie vor ihr, und dieser wollte sie ein jähes Ende bereiten.

Herr des Ormoises hatte sich eben mit einem freundlichen „auf Wiedersehen" von seiner Gattin verabschiedet, um in den Klub zu gehen, als diese sich an ihr Kammermädchen wandte:

III.

Schon einundeinehalbe Stunde im Vestibul, fröstelnd und bebend, in einem eilends übergeworfenen Schlafrock. Es war schon lange her, seitdem die letzten Wagen, das Echo der sich nach und nach schließenden Theater, in kurzen Unterbrechungen mit dumpfem Geräusch vorübergerollt. Eine mond- und sternlose Nacht, die nicht den geringsten Lichtschein durch die Thür- und Fensterspalten warf.

Auch nur wenige Fußgänger eilten, die ihre Schritte beschleunigten, aus Angst, sich beim Verlassen der warmen, raucherfüllten Lokale zu erkälten.

Jetzt näherte sich ein leiser, vorsichtiger Schritt, und es wurde dreimal ganz sachte an das Thor geklopft.

Das war der Verräter und das war zweifellos das verabredete Signal. O, sie wußte wohl, auf welche Weise sie sich rächen sollte! Mit stürmisch klopfendem Herzen öffnete sie, indem sie sich hinter die Thür drückte, um nicht erkannt zu werden. Dann warf sie dieselbe hastig ins Schloß, damit nur kein verräterischer Lichtschein eindringe, und es ward wieder völlig finster. Doch in diesem Augenblick fühlte sie sich von zwei kräftigen Armen umschlungen, und ein Kuß brannte auf ihren Lippen, ein Kuß, der sie an die Tage ihres jungen, seligen Liebesglückes erinnerte, da ihr Gatte ihr noch zu Füßen lag und ihr mit geradezu schwärmerischer Liebe zugethan war. Um den Kelch der Beschimpfung ganz zu leeren, verteidigte sie sich nur schwach und statt all der bösen Worte, die sie für ihn in Bereitschaft hielt und die der Ungetreue verdiente, gab sie sich traumverloren einem lang entbehrten Glücke hin. Wie feige, wie schmachvoll.

„Trarah, Trarah" — ein Hornsignal und schweres Wagengerassel!

„Um Gotteswillen, es brennt! Leb' wohl, Luise", klang eine Stimme, die aus ihren eigenen Armen kam. Und hastig wurde die Thüre aufgerissen. Und derjenige, der sie soeben in seinen Armen gehalten, erschien deutlich im Rahmen der plötzlich erhellten Thüre; es waren die Umrisse eines Feuerwehrmannes, mit seiner Mütze auf dem Kopfe, eines Feuerwehrmannes, der wie ein Rasender davonlief.

IV.

Mehr todt als lebendig vor Schande und Schrecken erreichte Henriette, an den Wänden forttappend, gleich einem Betrunkenen, ihr Zimmer. Dort sank sie wie leblos auf ihr Bett. Und den Kopf in beide Hände pressend, fragte sie sich, ob dies nicht ein schrecklicher Traum gewesen, und suchte ihre zerrütteten Gedanken zu sammeln und sich von dem Vorgefallenen Rechenschaft abzulegen. Glücklicherweise kam er noch nicht heim. Wie würde sie seinen Blick ertragen! — Sie wollte sich schlafend stellen, wie jede Nacht. Doch beim Erwachen! Ein feiner Lichtschein, wie Silberstaub, drang durch die Vorhänge.

Graute bereits der Morgen? — Wie spät ist es denn?—Sechs Uhr Morgens. Und er war noch nicht da. — Er wußte also etwas, da er später kam als gewöhnlich. Vielleicht stand er gerade an der Thüre, als jener Mann die Flucht ergriff!

Ja dann! Die Vorhänge nahmen einen rosigen Schimmer an. Jetzt wurde es wirklich Tag! Alle Gegenstände im Zimmer zeichneten sich klar und deutlich vom Hintergrunde ab und verloren den Charakter der Verschwommenheit. So ähnlich mußte die Schöpfung der Welt ausgesehen haben, die ohne Zweifel auch nichts andres war, als ein Erwachen aus ewiger Vergangenheit.

Es ist sieben Uhr! Noch immer Niemand. Und dieses verwünschte Mädchen, die Ursache alles Bösen, ging mit ruhigem Schritte oben in ihr Zimmer auf und ab.

Endlich ein Geräusch am Thore. Die bekannten Schritte auf der Stiege. Herr des Ormoises tritt, ein wenig bleich, in beschmutzten, zerrissenen Kleidern ins Zimmer. Sie will sich ihm zu Füßen werfen, ihm alles gestehen und ihn um Verzeihung bitten. Doch er selbst nähert sich ihr mit einer Entschuldigung.

„Verzeihe mir die Unruhe, die ich dir bereite, mein Herzchen. Ich habe gelöscht."

Und da sie ihn sprachlos anstarrte, fuhr er fort:

„Ja, meine Engel. Es war eine schreckliche Feuersbrunst bei den Boutteiaks. Doch beruhige dich! Unsere Freunde sind gerettet, und ich hatte die Ehre, dazu beizutragen. Sieh, wie ich eben heimgehen wollte, folgte ich dem Löschtrain, ich lief mit den andern Leuten. Und da es an Händen fehlte, machte ich mich mit einigen Vagabunden unverdrossen an die Arbeit. Der Muth wirkt ansteckend. Ach, liebes Kind, was für Helden sind die Feuerwehrmänner von Paris!"

Henriette spielte alle Farben. Ihr Gatte erzählte weiter:

„Besonders einer, ein ganz junger Mensch, der sich ein wenig verspätet hatte und der seine Dienstesvernachlässigung durch wahre Todesverachtung gut machen wollte. Er war es, der die alte, gelähmte Bouttefak aus den Flammen rettete durch ein Fenster, mitten im Feuer, auf einer halb verbrannten Leiter. Man jubelte ihm förmlich zu. Und ich...."

„Und du?", fragte Madame des Ormoises.

„Ich, ich umarmte ihn unter Thränen, ich schenkte ihm meine Uhr und habe ihn für heute zum Frühstück eingeladen."

Traue nie den Zuckerjügeln,
Die sich immer scheu dir zeigen!
Das Umarmen und das Küssen
War ja schon dem Judas eigen.

Die Irrthümer der Menschheit.

Unter den einzelnen Menschen ist der Irrthum weiter verbreitet als die Wahrheit, und die Thorheit viel häufiger als die Weisheit; aber die Menschheit als Ganzes gelangt trotzdem allmälig zu größerer Wahrheit und Weisheit. Es treten von Zeit zu Zeit in der Entwickelung der Menschheit zwar bedenkliche Rückschritte und Störungen, Stürme und Verdunkelungen ein, aber der Fortschritt zum Besseren ist unaufhaltsam. Der Grund liegt darin, daß das Sinnliche und Materielle allmälig von dem Geistigen und Sittlichen überwunden wird, und daß die Gegenwart sich die Lebenserfahrungen der Vergangenheit zu nutze machen kann. Die Literatur der Gegenwart bietet uns viele unreife, jugendlich stürmische, realistisch sinnliche Erzeugnisse, welche begierig verschlungen, aber auch rasch wieder vergessen werden; nebenher gehen jedoch bleibende, ausgereifte Werke ernster Denker und wahrer Menschenfreunde. Zu letzteren zählen wir das Buch „Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers." Wir greifen aus dem Schatze treffender Bemerkungen, die sich in allen Abschnitten dieser „Lebenserfahrungen" vorfinden, noch einige wenige heraus, die sich auf das Wissen der Menschen und die Ritter vom Geiste beziehen, die zu allen Zeiten doch auch zuweilen recht bedenklich in der Irre gegangen sind. Sokrates, der Weiseste der Weisen des Alterthums, sah den Grund der Schlechtigkeit der Menschen in der Unwissenheit, nicht im Willen, ein Wahn, der zu allen Zeiten bis auf heute viel Unheil gestiftet hat. Alle Philosophen und Staatsmänner Griechenlands und Roms waren von der Vernünftigkeit der Sklaverei so fest überzeugt, daß sie sich gar keine andere Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft denken konnten. Das klassische Alterthum urtheilte geringschätzig über den Handels- und Gewerbestand. Luther scheint der Erste gewesen zu sein, der jede rechtschaffene Arbeit, jeden ehrlichen Berufsstand als berechtigt anerkannte. Viele Arten der Arbeit, auch rein mechanische, sind aber erst jetzt im Begriff, sich zur Geltung durchzuringen. .... Galilei wollte nichts von Kepler wissen; Fulton, der Erfinder der Dampfschiffe, wurde von den 40 Unsterblichen der französischen Akademie für „halb wahnsinnig" erklärt. Dieselbe Körperschaft verwarf und verlachte die Möglichkeit der Meteorsteine, nachdem schon die alten Griechen an sie geglaubt hatten. .... Aufs verächtlichste urtheilten Colbert über Maschinen, Napoleon I. über Dampfschiffe, Thiers über Eisenbahnen: auch Arago, der Physiker, meinte, nimmermehr würden die Eisenbahnen Lasten befördern können. Die französische Akademie der Wissenschaften erklärte den Techniker, der an den Eisenbahnen gehen wollte, für reif zur Zwangsjacke. Bei Eröffnung der Nürnberg-Fürther Eisenbahn beschloß das bayerische Obermedicinalcolleg, der Fahrbetrieb mit Dampfwagen sei im Interesse der öffentlichen Gesundheit zu verbieten; die schnelle Bewegung erzeuge unfehlbar Gehirnkrankheiten, ja schon der bloße Anblick eines rasch dahinfahrenden Dampfwagens könne dasselbe bewirken. .... Friedrich der Große schrieb in seiner Schrift „La Litterature allemande" 1780, also nach dem Lessing und Goethe bereits aufgetreten waren, die Deutschen hätten bislang nichts gekonnt, als essen, trinken und dreinschlagen; er verwirft die ganze deutsche Literatur, nur Ayrenhoff läßt er gelten, Shakespeare findet er abscheulich, barbarisch, den erbärmlichsten Charakterzeichner, Luther und Melanchthon erklärt er für mittelmäßige Pfaffennaturen,

Abfällig urtheilte Schiller über Alexander v. Humboldt, Winkelmann über Lessing, York über Stein und Gneisenau. Byron überschätzte Pope maßlos und stellte dessen Uebersetzung des Virgil über das Original. Ueber Schillers „Glocke" schreibt Karoline Schlegel: „Wir wären vor Lachen fast vom Stuhle gefallen". Schliemanns Funde wurden von Ernst Curtius spöttisch behandelt.

Einseitige Urtheile Großer oder Notabler über andere Große und Notable, deren Schöpfungen und Gedanken sind ferner die von Händel über Gluck, Beethoven über Mozarts „Don Juan", Cherubini über Beethoven, Weber über Beethovens heroische, Spohr über dessen C-Moll- und Rennte Sinfonie, Franz Schubert über Webers „Euryanthe," Mendelssohn über Auber und Meyerbeer. Schiller fand Haydns „Schöpfung" kindisch. Winkelmann nennt die Hochalpen abscheulich. Goethes und Rückerts Urtheil über Uhland, Platens über Heine und umgekehrt waren wohl kaum gerecht.

Der Verfasser der Schrift „Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers" erinnert an die im Vorstehenden angeführten Vorurtheile und Irrthümer großer und größter Männer, „nicht um diese zu verkleinern, auch nicht um daraus Trost zu schöpfen für unsere eigenen Thorheiten und Schwächen, nur weil doch auch wir Kleinen uns gar leicht in persönliche oder in Meinungen unserer Zeit versteifen, uns überheben. Sicher vor solchen Anwandlungen ist wohl kein Erdenpilger."

Bedenke: Alles frommt nicht!
Was man sich wünscht, das kommt nicht,
Und wenn es kommen sollte,
Ist's selten wie man's wollte.